

End über den Damm des Riffmambjaro. Im
seiner Beute lag der Löwe.

Beim Abstieg tobte eine Meute wilder Hunde
mit entgegengesetztem. Ich wollte des Löwen wegen
nicht zurückgehen — ging mit dem Büchsen auf
die Bestien los — sie kniffen den Schwanz ein,
liefen. Es sind des kranken Löwen böse Feinde.

Sonne und Wind waren ungünstig. Es war
nichts zu sehen im Dornbusch und hohen Gras.
Als ich hin kam, war er fort.

Die Dunkelheit sah ich auf dem Termiten-
hügel. Der tote Büffel roch schimmig. Die
Sonne röstete mich. Der Löwe kam nicht.
Nachts kam er zu meiner Hütte. Brüllte. Wü-
tend, kram, röhrend. Ich lernte das Gefühl
des sträubenden Haars kennen: „Boys, macht
ein großes Feuer!“

Die Löwenfalle wurde am Büffelgerippe
gestellt. Mit Gras und Laub gedeckt, mit Chris-
tus- und Marienbildern. Sorgfältig. Er
kam drei Nächte lang, kam nicht der Falle nach,
zog vorsichtig die Knochen hervor und fraß, der
arme, hungrige Kerl. Morgens war er ver-
schwunden. Ich ging nur noch in voller Kriegs-
beimutung aus dem Haus, und die Boys gingen
ohne mich und das Gewehr nicht bis zur Was-
schstelle.

Nach einmal sah ich ihn, im roten Licht der
sinkenden Sonne auf dem Hügel, der dem mei-
nen gegenüberliegt. Der Anblick tat weh.

In der folgenden Nacht hörte ich wütendes
Räufen der Hunde. Am Morgen war die Falle
geschlossen und mitgerissen, aber leer. Der Bo-
den wie nach wütenden Kämpfen aufgewühlt.

Värenführer-Romantik

Von Hermann Scharfberg.

Durch die Zeitungen ging längst eine Mel-
dung, nach der ein Värenführer in Pommern
von zwei Varen überfallen und um tausend
Mark erbeutet worden sei. Da wird sich man-
cher Leser gefragt haben: Wie ist es möglich,
daß ein solcher Mann eine so große Summe bei-
sich tragen konnte? — Tatsächlich erzählt der
Värenführer seinen Mann in bester Weise,
und wenn es auch Märchen sind, die Vären-
führer selbst von ihren Einnahmen erzählen, so
ist es doch der Fall, daß diese Leute nach eini-
gen Jahren Unberücksichtigung in nordeuropäi-
schen Ländern oder in Amerika sich nicht nur in ihrer
armen Heimat, sondern sogar in Weltstädten
zur Ruhe setzen oder ein angesehenes Unter-
nehmen betreiben.

Die meisten Värenführer, die unser Land
durchziehen, sind kirkische Griechen, weniger
Bulgaren, Serben oder Türken. Sie kau-
fen die jungen Varen, die im Schiff aus dem
Kaukasus nach Konstantinopel gebracht werden,
und beginnen ihre Wanderung mit den Vorfüh-
rungen bereits auf dem Balkan, und zwar so,
daß sie wenigstens kostenlos nach den nördlichen
Ländern gelangen. Sobald sie über einen an-
sehnlichen Betrag verfügen, verkaufen sie das
Tier an einen zoologischen Garten der Kulturbur-
schaften, fahren heim und kehren dann in zwei
Wochen zurück. Es gibt Värenführer, die
über zehn Varen mit zwanzig Varen verfügen,
sind, gewissermaßen also Groß- Värenführer.
Jeder Värenführer bekommt seine Varen
angewiesen. Es ist festgestellt worden, daß ein
Vär am Tage etwa zehn Mark Reingewinn
bringt. Es kommen aber auch Einnahmen bis
zu einhundert Mark am Tage vor, z. B. bei
Kirmessen und Schützenfesten. Die Värenführer
sind oft Verwandte des Großunternehmers,
sind aber Landsleute, die ihre Angehörigen in
genügendem Sinne verpfändet haben, damit sie
Unregelmäßigkeiten vermeiden. Der Reisepfad
wird vorher stets genau festgelegt. Allmonatlich
sucht der Souffleur seine Unterführer auf
und kassiert das Geld ein.

Ungefährlich ist der Värenführerberuf aber
keine. In Mitteleuropa wurde ein
Mann von seinen zwei Varen vor einigen Jah-
ren getötet und angegriffen. In Frankreich
verübte im vergangenen Jahre ein Värenführer
Selbstmord, weil seine Tiere eingegangen und
er dadurch ruiniert worden war.

Vor einigen Jahrzehnten erschienen noch Kar-
pathenbedeckte mit selbst eingetragenen Varen
und wußten viele wilde Abenteuer den Bauern
in der Schenke zu erzählen. Das einzige Ro-
mantische bei den jetzigen Värenführern ist ihr
Zigeunerleben. Im übrigen sind sie durchaus
pragmatisch und rein geschäftlich eingestellt.

In Berlin lebten vor dem Kriege zwei Tür-
ken, die als Värenführer wohlhabende Män-
ner geworden waren. In Paris gibt es eine
türkische Kaffeehütte, deren Inhaber als Vären-
führer in früheren Jahren dort weilten. In
Amerika wurde ein ehemaliger Värenführer

Inhaber eines Bankhauses, und ein anderer,
Herr Döber, ist Gründer mehrerer Straßenbahn-
gesellschaften und vielfacher Millionär.



Der Nordhäuser Dom 1000 Jahre alt

Am Ausguck

Ein russischer Polarflugplan.

In Beringrad (Petersburg) werden zur Zeit
Vorbereitungen für einen geplanten Polarflug
mittels Aufschiff getroffen, der von der „Inter-
nationalen Gesellschaft zum Studium der Ver-
hältnisse in den arktischen Gebieten“ ausgear-
beitet worden ist. Die Fluglinie soll von Lenin-
grad über die Murmanküste, den Nordpol und
die Halbinsel Taimir nach Alaska verlaufen.
Eine der Hauptaufgaben dieser Unternehmung
wird die gründliche Erforschung der Halbinsel
Taimir, sowie der an Rußland grenzenden
Gebiete der Arktis bilden. Die Unkosten dieses
Polarfluges werden voraussichtlich auf fünf-
zig Millionen Rubel geschätzt. In Lenin-
grad und Murmansk sollen Landungsplätze für
das Aufschiff angelegt werden.

Das Land der meisten Feiertage.

Nur etwa 100 Arbeitstage im Jahr bleiben
den Rumänen nach Abzug aller Feiertage. Die
kirchlichen Feiertage sowie die aus religiösem
Anerkennung von den untersten Volkskreisen
festlich begangenen Tage und dazu die große
Zahl der nationalen Feiertage die seit der Ver-
einigung eingeführt sind, ergeben als recht dürf-
tige Restbilanz je einen Arbeitstag auf etwa
4 Feiertage.

Das Heilige Heer.

Im Jahre 1873 stellte der Präsident Garcia
Moreno die Republik Ecuador in Südamerika
unter den Schutz des heiligen Heeres Jesu.
Nach einer im Jahre 1874 von dem Ecuadorianer
Juan Montalvo verfaßten in Panama ge-
druckten Schrift, war das Heer der Republik
in vier Divisionen eingeteilt: 1. die Division
des Sohnes Gottes, 2. die Division des guten
Hirten, 3. die Division der fünf Wunden, 4. die
Division des Allerheiligsten. Die Soldaten tra-
gen nicht Infanteristen, Scharf, Dragoner etc.,
sondern heilige Bürger, Söhne der Heiligkeit,
Beschützer der Jungfrau und freiwillige Jün-
ger. Alle Soldaten vom General abwärts muß-
ten täglich zur Messe gehen, häufig beichten und
regelmäßig das Abendmahl nehmen.

Varen in den Pyrenäen.

Ob's in den Pyrenäen noch wild lebende
Varen? Oder ist mit Heine's unsterblichem
„Alta Troll“ schon der letzte dahingegangen?
Robert Costeret, einer der bekanntesten
Pyrenäenforscher, der vor allem die Grotten
in der Nähe von Tarascon hat, bejaht die Frage. Allein im
Dezember vorigen Jahres wurden von Auguste
Auchier, mit dem Epigrammen Tarnal, einem be-
kannten Värenjäger aus dem französischen
Pyrenäendorf Alton, nicht weniger als elf Va-
ren erlegt. Die große Kälte, die in diesem
Winter im Gebirge herrscht, und die gewaltige
Schneedecke haben die Tiere veranlaßt, aus
ihren einsamen Schlafhöhlen in die von Men-
schen besiedelten Täler hinauszugehen.

Von einem hölzernen Moses.

In einem mecklenburgischen Dorfe fand man
in dem dunkelsten Winkel des Kirchenbodens
einen frühgotischen, hölzernen Moses und trug
ihm der Wertminderung und seines Alters we-
gen ins Pastorat. Hier wurde er indes nach
kurzem bald vergessen und von Maria, der bies-
deren und längst für treu befundenen Haus-

halterin ohne großes Federlesen in das Wa-
genschaukel zu anderem Gerümpel ausgewiesen.
Zu seinem Glück kam nicht lange danach zu-
fällig der alte Schiffe, um den Bestand an noch
vorhandenen Kunstbesätzen aufzunehmen. So
wurde denn der jüdische Diktator zum zweiten
Male entdeckt und auch mit Zug für die Schme-
riner Sammlung reklamiert. „Ach“, sagte die
geschäftige Maria, „hat dein mit leed, Herr Pa-
stor, ich mußt tau'n Harvst paar Blumm' mit
em back'n.“

Wandtrieb und Eterneliebe bei den Rauch-
schwalben.

In der Weinburger Zeitschrift „The Scottish
Naturalist“ wird nachstehender, seltsamer Vor-
fall beschrieben. Mitte Dezember wurde in
der Nähe von Little Swinton eine Rauchschwalbe
beobachtet, die sich wiederholt auf ein Eisen-
gitter niederließ, das über einem Backofen lag.
Bei genauerer Untersuchung ergab sich,
daß eine andere Rauchschwalbe unter dem Gitter
gefangen lag, die regelmäßig von der ersten
gefüttert wurde. Als man das Gitter entfernte,
flogen beide Vögel davon, und man hat sie nie
wieder gesehen. — Wahrscheinlich war die be-
freite Schwalbe ein Junges der anderen. Alte
und junge Rauchschwalben ziehen gemeinsam
nach dem Süden. In diesem Sonderfall hat
vermutlich die elterliche Sorge den Wand-
trieb unterdrückt.

Die Zinnproduktion der Welt.

Weitaus das größte Zinnerz-Vorkommen der
Erde bildet jene Reihe von Ablagerungen, die
sich an den Küsten von Birma, Nieder-Siam und
Malakka entlang ausdehnen und bis auf die
Himalayas fortsetzen. In diesem Produktions-
komplex wurde im Jahre 1925 eine Erzmenge
gewonnen, die etwa 90 000 Tonnen Zinn er-
brachte oder rund 61 Prozent der Weltneu-
gung. Die Dicke der zinnerzhaltigen Schichten
reicht von einigen Dezimetern bis zu zwei-
einhalb Metern; die darüber liegenden Abraum-
schichten erreichen vier bis dreißig Meter. Die
größten Zinnerzschmelzhütten der Erde befinden
sich auf der Halbinsel Malakka. Fast die ge-
samte Zinnerzproduktion der Malakkastaaten
Birma, Siam, Australiens und eines Teiles
Niederländisch-Indiens wird dort geschmolzen.
Die Holländer haben jedoch die Pläne zur Er-
richtung einer großen, zentralen Zinnerz-
hütte entworfen, die ihre Erzeugung reiflos
verarbeiten soll. Der größte Teil des gesamten
erzeugten Zinns wird als Schmelzschicht für
andere Metalle, besonders Eisen, Blei und
Kupfer, verwandt. Die als „Wach“ bekannten
dünnen dünnen Eisenplatten dienen haupt-
sächlich zur Herstellung von Konservendbüchsen.
Die wichtigsten Zentren der Zinnproduktion
sind die Vereinigten Staaten und England. Der
Zinngehalt des Bleches beträgt etwa ander-
halb Prozent, so daß es sich unter Umständen
bei hohen Zinnerzpreisen lohnt, das Zinn aus den
leeren Büchsen und anderem Abfall zurück-
zugewinnen. Betriebe, die sich mit der Gewinn-
ung solchen feinen Zinns beschäftigen, be-
stehen in Deutschland, England und den Ver-
einigten Staaten. Endlich wird ein beträch-
tlicher Teil des erzeugten Zinns zur Her-
stellung von Legierungen verwandt.

Büchertisch

Seinrich von Treitschke: Deutschland
nach dem Dreißigjährigen Kriege.
Mit Nachwort von Dr. Fritz Oberhardt. U. B.
Nr. 6722/23. 80 Bf. Band Mk. 1.20.
Seinrich von Treitschke, neben Mommsen, Ranke
und Engel wohl der bedeutendsten Geschichts-
schreiber des 19. Jahrhunderts, gibt in seinen
Werken nicht trodenes Wissen, sondern kraft-
volles Leben. Der vorliegende, der Einleitung
von Treitschke, „Deutscher Geschichte des 19.
Jahrhunderts“ entnommene Abschnitt ist un-
gemein charakteristisch für seine lebendige Schreib-
weise und seine Gedankenwelt. Er zeigt die
geschichtliche Entwicklung Deutschlands vom
Dreißigjährigen Kriege bis zum Tode Fried-
rich des Großen. Wir erleben den Verfall des Hei-
ligen Römischen Reiches Deutscher Nation und
als Gegenstück das stätliche Heranwachsen des
preussischen Königreiches. Wollte ich das
heutige Deutschland als jedes andere ge-
net, die Lehren dieses Geschichtsabschnittes zu
verfassen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sany, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 10

Mittwoch, 9. März

1927

Eine Stammeskunde der Westfalen

Alte Sagen hatten in den letzten Jahrzehnten
nur mehr für Sammler und ihre Freunde, die
„Volkskundler“, Interesse, denn das Erzählen
von Sagen ist im Volksbewußtsein fast ganz
verschwunden. In der Tat ist die Sage in der
Spinnstube ziemlich eingeschlafen und heute
kennen sie fast nur noch die Alten, die Jungen
hören Radio und gehen in die Stadt ins Kino.
Der Städter aber lebt fern ursprünglicher
Kultur.

Wozu Stammesgeschichten lesen, denkt man-
cher, wo doch das Leben soviel reale Ansprüche
an mich heute stellt? Warum das sammeln,
was schon gestorben ist? Aber leben nicht in
unserem Unterbewußtsein vergangene Vorstel-
lungen gewissermaßen als Blutdenken in uns
weiter, und gewinnen wir durch den vergange-
nen Mythos nicht erst Distanz zu den Auf-
gaben der Gegenwart, oder noch besser gesagt,
kommt nicht die Kraft des Handelns erst aus
einer Verwurzelung im Vergangenen?

So sind die alten Volksagen noch ein viel
weiter reichendes Radio als das der elektris-
chen Welt. Sie erzählen von vergangenen
Jahrtausenden. Dunkel hat sich das Wissen
um die Vergangenheit in sie gerettet, der
Glaube an heidnische Götter ruht in ihnen
weiter und deren Kämpfe mit dem Christentum
klingen in ihnen wider. Seltsame Natur-
geister rumoren, die sich dann später im Blute
erbe der Geschlechter zu Brauch und Aberglaube
umformen. Das Gefühl einer Landschaft,
die Anlagen eines Volkes, die ursprüngliche
Phantasie des einfachen Menschen werden durch
Sagen deutlich. Aber auch die Geschichte, die
die menschlichen Charaktere und Eigenschaften
formt, bekommt durch die Sage ein anderes
Gesicht. Alles ist sozusagen anknochenhaft und
doch nicht zerrissen oder willkürlich, denn Ganz-
heit und Farbigkeit in ihr schafft nicht die ge-
lehrte Betrachtung, sondern nur die Phantasie
und Gestaltungskraft der Mitterleben.

Alle bisher gedruckten Sammlungen haben
zwar das Verdienst, die Sagen gesammelt zu
haben, haben sie aber, weder kritisch-wissen-
schaftlich auf das Echte und Wesentliche hin ge-
achtet, noch zu einem organischen Ganzen ge-
staltet und dadurch lesbar gemacht. Das gilt
auch von der letzten namhaften Zusammen-
fassung westfälischer Sagen, dem Buche von
Hartmann und Weddigen, das vor 42 Jahren
erschien und auf recht fragwürdigen mytha-
logischen Ansichten beruht. Auch dies Buch ist
wie alle Sagenbücher mehr oder weniger Ru-
stifikationskabinett geblieben, es fehlt der innere
Zusammenhang.

Wie spannend und unterhaltend, aber auch
wie belehrend und Erinnerungen erweckend
eine Sagenammlung sein kann, sieht man aus
der abschließenden, soeben erschienenen von Dr.
Paul Jaunert herausgegebenen Sammlung
„Westfälische Sagen“ (Verlag Eugen
Diederichs, Jena). Sie nennt sich auch im
Übersicht „Westfälische Stammeskunde“, da sie
ein Teil einer großen Stammeskunde aller
deutschen Stämme ist die im Erscheinen begriffen
ist. Es gibt hier kein einheitliches Liebhä-
berprinzip mehr, sondern nur „Einführung in die
Volkskunde“. Ja man könnte von der Ent-
deckung einer solchen sprechen, die im Bauern-
tum wurzelt. Hier redet das Volk in seiner
ursprünglichen Sprache, hier ist auch die Aus-
drucksweise des Städtlers noch bildhaft wie in
alten Chroniken.

Das Land Westfalen deckt sich in seinen Gren-
zen nicht mit der heutigen preussischen Provinz.
Im Norden kommen noch dazu: das Osnä-
brücker Gebiet, das Emsland und einige oden-
burgische Aemter, im Westen grenzt es an die

Westen und bezieht darüber hinaus die Lippe-
schen Länder mit ein. Seine Sagen zeugen von
jahem Geschäften an altgermanischem Heiden-
tum. Neben Riesenmythen, neben Sagen von
Zwergen und elbischen Schmieden, neben ur-
altem Totenglauben und seinen Weiterbildun-
gen, z. B. in der Gestalt des wilden Jägers,
neben Hünengräbern und Kultusresten wie die
Verehrung von Bäumen und Quellen, steht die
Gestalt Wittekinds in seinem Kampfe mit Kai-
ser Karl. Erschöpfend sind hier alle Volks-
überlieferungen zusammengetragen und ge-
ordnet (21 Seiten), so daß aus diesen Resten,
wenn auch nur in Umrissen, sein Charakter als
tröhiger Freiheitkämpfer deutlich sichtbar
wird.

Eine Legendenreihe zeigt daran anschließend
das allmähliche Hineinwachsen in den chris-
tlichen Kulturkreis. St. Ludgerus, der Zeit-
genosse Kaiser Karls, erweist seine noch heute
wirkende Volkstümlichkeit, aus der Zeit der
Sachsenkriege fällt besonders Bischof Mein-
werk auf. Man denke ferner an die Extern-
steine und an Corvey.

Eng verbunden mit dem Bauerntum ist der
westfälische Adel. Hier sind die alten Stiche
von ihren Burgen besonders zahlreich und geben
uns ein Bild des Lebens der alten Herren-
geschlechter, verbunden mit ihren Familien-
agen. Altena, Bentheim, Gemen, Hinnen-
burg, Raesfeld, Ravensberg, Steinfurt, Tecklen-
burg, Weesburg u. a. Bereits in den Mün-
sterischen Aufbruch der Wiedertäufer spielen die
Vorgeschichte hinein. Denn den Westfalen ist ein
starker Zug zum Uebermütigen, zum Visionä-
ren zu eigen, sie sind die „Spökenkicker“ des
deutschen Volkes. Ganz besonders eignen sich
ihnen auch die Kriessagen, von denen die
„Birkenbaumsage“, die auch hier ausführlich
erzählt wird, die bekannteste ist.

Neben die historischen Sagen tritt dann in
einem großen Abschnitt der „Volksagen“, wie
er sich im bäuerlichen Leben auswirkt. Vieles
davon ist erst neu gesammelt, ein Beweis, wie
sehr der alte Volksgeist noch in der Gegen-
wart fortlebt. Geister, Hexen- und Teufels-
sagen, Wermisse und Nachtmahre, Kobolde und
feurige Drachen.

Die Heimat wird nur lebendig in unserer
Seele, wenn man ihr Werden kennt. Mit
diesem Buch, das mit zahlreichen alten Städte-
bildern, Sittenbeschreibungen und Trachtent-
würfen schmückt ist, erhalten die Westfalen ihr
Heimatbuch.

Deutsche Brunnen

Von R. Viermann.

Wir leben im Zeitalter der Massenverfor-
gung. Die Fernheizwerke versorgen große
Stadtteile mit Wärme, die Gaswerke ganze
Länder mit Licht und Brennstoff für den Koch-
herd, desgleichen die Elektrizitätswerke, die
Wasserkraften spenden jedem Haushalt und Fa-
brikbetriebe des querschnitts Raß in jeder be-
lebten Menge. Die Technik kann auf alle
Erzengnisse der Natur nicht in geringsten ver-
zichten. Stellen wir uns einmal vor, es gäbe
keine Wasserleitungen. Wie lange müßten die
Menschen den Pumpenschnegeln in Bewegung
setzen, um selbst der kleinsten Fabrik die erfor-
derlichen Wassermengen zu beschaffen. Der
Brunner würde aller Wahrscheinlichkeit nach
überhaupt nicht imstande sein, die erforderlichen
Wassermengen zu spenden. Daher kann in der
gegenwärtigen Zeit die Großindustrie die
Pumpwerke und Wasserleitungen nicht entbeh-
ren, wenn die Betriebe Höchstleistungen her-
vorbringen wollen.

In der Wasserverforgung nimmt der Lei-
tungsnetz die führende Rolle sowohl im ver-
kehrlichen Leben als auch im Haushalt der Frau
ein. Die Wasserleitung hat den postevollen
Brunner auf den Ausstiegsplatz gesetzt. Nur in
ganz kleinen Dörfern und wenigen abgelegenen
Landstädten ist man noch auf die Wasserfor-
gung durch Brunnen angewiesen. Dort kann
man noch das murrende Plätschern beden-
kungslos vernahmen. Brunnen nehmen. Rinder
spielen am feinsten Becken und tauchen die
Hände ins Wasser. Und dieses postevolle Stück
Vergangenheit, das sich vereinzelt in unsere
moderne Gegenwart hinübergerettet hat, soll
nach dem Willen der Technik gänzlich ver-
schwinden? Wer soll dann noch all die schönen
Brunnerlieder singen vom: „Teht gang i ans
Brünnele, trink ober net“ bis zum „Am Brun-
nen vor dem Tore“? Wird es noch einmal
einen Dichter geben, der Brunnenmärchen zu
dichten versteht, der eine Undine aus dem
Brunner herausfischen lassen kann? Wird wie-
der ein Poet ähnlche Worte und Verse bringen
können, wie einst Eichendorff, wenn er singt:

„Die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lautenklang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen,
In der prächtigen Sommernacht.“
Es ist nur die besondere Note romantischer
Sehnsucht, die Eichendorff der Poesie des Brun-
ners gab, dieses Silbergeplätsch von Mondes-
strahlen und verklärten Nidern.

Die Brunnenpoesie an und für sich ist jedoch
uralt und so elementar wie der Quell selbst:
Überall fließt es aus dem Wasser, dem toten
und doch so lebendigen, dem stummen und doch
so beredten, dem immer gleich und doch ewig
wechselnden, lockend und beruhend empor und
ward zum Mythos, ward zur Dichtung, und
schon bei den Hellenen machen die Nymphen des
Brunners allen Göttern außer dem einen Zeus
den Rang der frühesten Verehrung streitig.

In dem unermüdbaren tiefen Brunnen ruht
Franz Golda, haufen die verummenschen Prinzen
und bringen den Königstöchtern den verlorenen
goldenen Ball heraus, um von ihnen erlöst zu
werden; aus den Brunnen kommen die Seelen
der Kindlein. Welche Fülle von Bildern heim-
liche: Zwiegespräche der Liebenden am Brunnen,
von Jacob und Rachel bis zu Hermann und
Dorothea. Ist's doch „Am rinnernden Quell“ so
lieblich zu schwärmen. Welche heroischen Bilder
in Kampf und Schlacht um den Besitz von
Brunnen in der Ebene: am Brunnen schlugen
sie einst die Heereslager auf, um den Brunnen
herum wuchsen Berge und Städte.

Wasser heißt Leben und Durst heißt Tod.
Dies unerbittlich harte Gesetz schuf jene herr-
liche Brunnenbauten der alten Städte; dem
unerschöpflichen Quell des Lebens gab man
sachbar auch die köstliche Wohnung. Unmit-
telbar des Marktes, von dem Wall der Häuser be-
schützt, ward der Brunnen errichtet; neben der
Kirche war sein Platz, gereinigtes Wasser zu
spenden.

Viele herrliche Kunstwerke dieser Art sind
uns aus der Zeit der Gotik bis auf den heuti-
gen Tag erhalten geblieben, so der Markbrun-
nen zu Braumdweg und der „Schöne Brun-
nen“ zu Nürnberg. Nürnberg ist überhaupt
die Stadt der schwebenden Brunnen. Überall
finden wir hier auf Plätzen und in Winkeln
diese reitzvollen Kunstwerke. „Zum schönen
Brunner“ geflücht sich der „Gämmenbrunnen-
brunnen“ der „Tugendsbrunnen“, und manche an-
dere Köstlichkeit. Märchenfiguren, Nymphen
und Nixen fieren die Brunnenwerke. Auf dem
Brunnerpostament findet man den freundlich
grünenden Bauern in charakteristischer Tracht
und Haltung, unter jedem Arm eine Gans. Die
Tiere wenden ängstlich den Hals hierhin und
dorthin und speien aus weitgeöffneten Schnä-
beln das Wasser in die Brunnenkühle.

ung. Es
ndert Me-
Bons von
liegen. —
onnenauf-
icht blen-